28 Illustriertes Sonntagsblatt 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Haus am Meere.

Roman von Marie Romany.

(Fortsetzung.)

Voller Bewunderung hingen die Blicke des jungen Mannes an Miß Robertson.

„Da schaffte Gott mir Hilfe in Gestalt des anspruchslosesten Mannes," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „des alten Rost, der seit vielen Jahren voll stiller Bescheidenheit seinen einfachen Posten in unserem Geschäft bekleidete. Aber Mr. Rost war ein Genie, wie es selten zu finden; die schwierigsten Probleme konnte er mit staunenswerter Sicherheit lösen; bei Gott! es war des Himmels Gnade, die mir seine Hilfe zur Stütze gab! Damit arbeiteten wir voran, Stein um Stein wurde wieder eingefügt in den morschen Bau und das schwierige Werk — Gott sei gelobt dafür — gelang nach und nach! Vergessen waren nun die unzähligen Thränen, die schlaflos, in schwerstem Kummer durchwachten Nächte, die Entsagungen, oftmals bitteren Entbehrungen, dann der Erfolg, der glänzende Erfolg überstrahlte alles in meinem Licht!"

Das große Auge des jungen Mädchens schimmerte feucht, als sie, versunken in die Erinnerung des Erzählten, ihren Blick vor sich rasten ließ.

„Fünf Jahre sind vergangen seit jener Zeit," fuhr sie wie in Gedanken fort, „Jahre rastloser Arbeit; aber ich kann mit Stolz versichern, daß unser Haus wieder zu den solidesten des Landes gehört. Ich weiß genau, daß auch in New-York über mich und mein Schaffen gesprochen wurde," fügte sie noch bei, „denn an Neidern fehlt es ja dem Glücklichen so wenig, wie an Spöttern dem Ringenden. Derartige Reden beunruhigen mich nicht. In meiner Brust lebt das Gefühl, meine, wenn auch schwere Pflicht erfüllt zu haben, und das ist für mich genug."

Jetzt erst richtete sie ihr Auge wieder auf Herrn Schwaiger und wieder, wie vordem, flog ein Ausdruck von Triumph über ihre Miene, denn jede Spur von Trotz und Bitterkeit war aus den Zügen des jungen Mannes entschwunden.

„Ihr Vertrauen ehrt mich hoch, Miß Robertson," entgegnete er ruhig, „und ich danke Ihnen dafür. Ich fange an, zu begreifen, daß mir auf dem amerikanischen Boden hier noch manches unverständlich geblieben ist."

Ein zufriedenes Lächeln glitt über der jungen Dame Gesicht.

„Wollen Sie die Stellung annehmen oder nicht?" fragte sie bestimmt, aber kurzweg.

Herr Schwaiger ließ nur ein paar Sekunden vorübergehen, dann sagte er in ebenso festem Ton, wie die Frage an ihn gestellt war: „Ich will."

„Ihren Anschauungen, die nur auf Erziehung und Gewohnheiten gegründet sind, muß man Rechnung tragen," warf jene hin; „die Zeit und Erfahrungen hier in der Weltstadt werden sie bald ändern. Sie selbst gefallen mir; Ihre freie und gerade, obgleich etwas schroffe Redeweise berührte mich angenehm. Auf Offenheit gründet sich Vertrauen, und Vertrauen ist ein nur zu wichtiger Faktor im Geschäftsleben, wie Sie zugeben werden."

Die Amerikanerin erhob sich und der Deutsche folgte ihrem Beispiel, indem er mit bescheidener Zurückhaltung in einiger Entfernung stehen blieb.

„Sie empfangen den gleichen Salär, wie ihn mein alter Rost erhielt," nahm Miß Robertson wieder das Wort; „es sind zweihundert Dollars monatlich." Und als jener voll Ueberraschung darauf etwas entgegnen wollte, fügte sie schnell hinzu: „Dafür nehme ich aber auch Ihre volle Arbeitskraft in Anspruch und erwarte, daß durch Ihre Thätigkeit so viel wie möglich des Verblichenen Stellung ausgefüllt wird. Nur ab und zu werden Sie mir einen Besuch im Bureau, einen Einblick in die Bücher gestatten. Das Interesse für die Arbeit ist bei mir so groß, daß die Arbeit mir Bedürfnis geworden ist. Wollen Sie bereit sein, morgen früh einzutreten?"

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten." Das Auge des Deutschen strahlte.

„Die Nummer unseres Bureaus ist Ihnen bekannt. Sie werden außerdem dieselben Zimmer hier in unserem Hause bewohnen, die mein alter Rost früher bewohnte. Doch noch eins möchte ich Ihnen sagen —"

Sie stockte, denn soeben wurde die Thüre des Gemaches hastig aufgerissen und ein junger Mann, neugierig das Zimmer musternd, trat bis dicht vor sie hin.

„Wo in aller Welt versteckst Du Dich?" rief er mit ärgerlichem Schmollen, ohne irgend welche Notiz von dem jungen Deutschen zu nehmen. „Schon um zehn Uhr fuhr ich hinunter nach dem Bureau, aber man sagte mir, Miß Robertson sei nicht dort und sei auch nicht da-



Bad Griesbach im badischen Schwarzwald. (Mit Text.)

gewesen. Du sollst, eine brennende Frage betreffend, den Ausschlag geben. Nun?" fügte er in verwöhnt unartigem Ton hinzu.

Dabei umfaßte er die Hüfte der jungen Dame, aber diese entwand sich ihm schnell.

„Du siehst, daß ich Geschäfte habe," warf sie vorwurfsvoll hin. „Herr Schwaiger, unser neuer Geschäftsführer — Mr. Krolop, mein Verlobter —"

Nur ein kurzes „Ah so!" entschlüpfte den Lippen des Amerikaners, der, sein Lorgnon ins Auge klemmend, den Fremden einer etwas dreisten Musterung unterzog.

Das war nun für Richard Schwaiger wieder einmal eine der bitteren Demütigungen, wie er sie in New-York schon so vielfach erlebte. Seine Hand ballte sich heimlich, als er das spöttische Lächeln des Gecks gewahrte, und seine Verbeugung war, wenn möglich, noch kürzer und steifer, als es die von Mr. Krolop in absichtlicher Beleidigung war.

Dieser schien in der That ein nordamerikanischer Gentleman nach seinem ächten Typus zu sein. Er war klein und schmächtig, mit beinahe frauenhaften Füßen und Händen und einem bleichen, ausdruckslosen Gesicht, hochfein, fast geckenhaft gekleidet, mit künstlich gekräuselten, doch dabei kurz geschnittenen Haaren, einem Lorgnon auf der Nase und einer Blasiertheit in den Mienen, die durch unhöfliche Anmaßung noch gehoben ward.

„Nun, Ellen, welche Laune hält Dich heute hier oben gefangen?" wendete er sich von neuem an seine Verlobte.

„Ich bitte Dich, ins Wohnzimmer hinabzugehen, William," entgegnete Miß Robertson kurz. „Sobald meine Unterredung mit Herrn Schwaiger beendet ist, komme ich hinunter und werde zu Deinen Diensten sein."

Mr. Krolop lachte auf.

„Du bist geradezu langweilig mit Deinen Geschäften," warf er spöttelnd hin; bei Gott! das soll anders werden, wenn —"

„Wenn ich erst Deine Frau bin, meinst Du? Nun, vorläufig bin ich noch Ellen Robertson und — —. Nun, so geh'!"

Der Deutsche hatte, halb abgewendet, am Fenster gestanden, doch war ihm kein Wort des kleinen Streites entgangen, wodurch der Eindruck, den William Krolops Erscheinen auf ihn gemacht hatte, nicht verbessert ward.

„Wir wollen unser Geschäft jetzt zu Ende führen," meinte nun Miß Robertson wieder ernst. „Also morgen früh antreten, wenn ich bitten darf. Hier sind zunächst die Schlüssel zum Bureau und zum Hause; und hier," — sie öffnete ein Schubfach des Schreibtisches — „bitte, nehmen Sie Ihr Salär für das nächste Vierteljahr im voraus!"

Erschreckt machte Herr Schwaiger eine abwehrende Bewegung.

„Sie wollen nicht?" rief Miß Robertson wieder in dem Ton, der den anderen vordem so schnell von der Praxis einer Amerikanerin überzeugte; „falsch angebrachte Scham ist hier zu Lande nicht am richtigen Platz, mein Herr! Sie werden es mir auch nicht verübeln, wenn ich Sie bitte, vor morgen früh Ihre Toilette ein wenig zu berücksichtigen. Wir Amerikaner sind nüchterne, vielleicht etwas poesielose Leute, aber man legt hier sehr viel Wert auf tadellose Eleganz. Ich muß wünschen, daß Sie als unser Geschäftsführer meinem Personal in dem Bureau unbedingte Achtung einflößen, und da werden Sie begreifen, daß für Sie diese Vorausbezahlung notwendig ist. Nehmen Sie das Geld!"

Sie sprach so überzeugend und ihr Auge ruhte mit so freundlicher Teilnahme auf ihm, daß er, seine Verwirrung bekämpfend, die ihm dargebotenen Banknoten in die Finger nahm.

„Sie beschämen mich —"

„Auf Wiedersehen morgen früh im Geschäft," warf Miß Robertson schnell hin; dann nickte sie freundlich und verschwand durch eine Thür, die in ein Nebenzimmer führte, während sich Herr Schwaiger auf demselben Wege, den er heraufgekommen, wieder auf den Heimweg begab.

2.

Zögernden Schrittes trat Miß Robertson nach einer Weile die teppichbelegten Stufen der Treppe hinab. Eine düstere Falte hatte sich zwischen ihre Brauen gelegt; es war augenscheinlich, daß das nun kommende Gespräch mit William Krolop ihr nicht angenehm war. Lieber, als hinabzusteigen in die Salons, wo Herr Krolop ihrer harrte, würde sie — in diesem Augenblick — seine Anwesenheit im Hause übersehen, vielleicht vergessen haben; doch ihr Verhältnis als Verlobte des jungen Mannes zwang sie zur Höflichkeit.

Mr. Krolop lag ausgestreckt in einem Schaukelstuhl, die Füße gegen das Kamingitter stemmend, und rauchte; er rührte sich nicht einmal, als sie eintrat; seine einzige Bewegung war, die Cigarre beiseite zu werfen.

„Ich wäre beinahe eingeschlafen vor Langeweile," rief er dem jungen Mädchen verdrossen zu. „Und die Kälte hier in den Zimmern erstarrt mich!"

Er schüttelte sich.

„Du könntest wirklich Befehl erteilen, daß man Kaminfeuer anlegt. Friert Dich denn nicht, Ellen?" setzte er voll spöttischer Gereiztheit hinzu.

Miß Robertson zeigte eine freundliche Miene, ohne jedoch ihren Verlobten anzusehen.

„Tom wird vergessen haben, die Luftheizungsklappe zu öffnen," meinte sie ruhig. „Willst Du nicht die Freundlichkeit haben, einmal nachzusehen, bevor Du zu Tode frierst?"

Dieser Nachsatz gefiel dem jungen Mann nach keiner Richtung hin, doch erhob er sich und befolgte den in liebenswürdiger Aufforderung gegebenen Befehl.

„Willst Du mir nicht Aufklärung geben, aus welchem Grunde Du einen so schäbigen Menschen in Deine Dienste genommen hast?" brummte er unterdessen, „und weshalb Du ihn gar mit dem Ehrentitel Geschäftsführer bezeichnest?"

Ellen schwieg.

„Diese Anstellung kann Dein Ernst nicht sein," meinte William lebhafter. „Einem so abgetragenen Menschen wirst Du nicht die Kasse und den Geldschrank anvertrauen! Ich sollte meinen, die Firma Robertson hätte Lehrgeld genug gezahlt ohne ihn!"

Miß Robertson redete noch immer nicht.

„Nun, ich werde mir erlauben, da eine Silbe mitzureden," wurde Herr Krolop heftiger; „dies wäre so ein Fall für meine Einmischung, wenngleich ich mich um Geschäftsangelegenheiten sonst wenig bekümmere!"

„Ich glaube nicht, Deine Erlaubnis nötig zu haben, wenn ich handle," warf das junge Mädchen nun ruhig hin; „auch wundere ich mich, daß das Wohl und Wehe unseres Hauses Dir plötzlich so ernstlich am Herzen liegt."

„Wenn's auf Dich ankäme, Du würdest mich den ganzen Tag in das Bureau einsperren, um Deine Zahlenexempel zu rechnen. Glücklicherweise habe ich Verstand genug, um zu begreifen, daß nicht ein Funken von Talent zum Kaufmann in mir sitzt."

Das junge Mädchen lachte mit nicht zu verkennendem Ton.

„Dir fehlt der Wille!"

„Unsinn!"

„Es dünkt Dir bequemer, den faden Vergnügungen der modernen Welt nachzujagen."

„Höre, Ellen," fuhr Mr. Krolop scheinbar erbost auf, „vergiß nicht, daß ich in Zukunft Herr in diesem Hause sein werde! Uebrigens kam ich heute früh nicht, um mich über die Anstellung Deines Geschäftsführers mit Dir zu unterhalten. Es gehen viel wichtigere Dinge durch meinen Kopf, als die Betrachtung der Physiognomie dessen, der Dir untergeben sein wird."

Das junge Mädchen antwortete nicht. Scheinbar interessiert durch eine Scene, die auf der Straße passierte, blickte sie, ohne ihrem Verlobten besondere Beachtung zu schenken, auf die Menge, die sich um einen gestürzten Rappen versammelte.

Mr. Krolop betrachtete sie einige Minuten mit nur wenig zurückgehaltener Unlust, dann erhob er sich.

„Ellen," sagte er plötzlich in zärtlichem Ton, ihre Hüfte umfassend.

„Du wünschest?"

„Ich finde, daß Du besonders zurückhaltend bist mit Liebenswürdigkeit gegen Deinen zukünftigen Gatten. Habe ich Dich gekränkt durch die Bemerkung über den Glücklichen, dem die Gnade zu teil ward, unter Deinen ernährenden Schutz zu gelangen?"

Ellen fuhr auf, doch nur für einen Moment. Dann entwand sie sich der Umarmung und schob ihren Verlobten mit sanfter Gelassenheit von sich.

„Du kamst herauf, um eine Sache von Wichtigkeit mit mir zu besprechen," sagte sie ruhig. „Ich bitte darum."

„Jetzt wirst Du vernünftig," brach es freudig über des anderen Lippen. „Jetzt beweisest Du wieder, daß mein Wohl Dir mehr als alles am Herzen liegt!"

Er faßte sie bei der Hand und zog sie auf einen Sessel, an dessen Seite er Platz nahm.

„Ich habe große Pläne für die Zukunft," begann er. „Ein Leben ohne jede Beschäftigung, wie ich es bis jetzt geführt habe, widert mich an. Ich begreife, daß man nicht glücklich sein kann, wenn man nicht ein gewisses Ziel in seiner Beschäftigung immer vor Augen hat."

Miß Robertson blickte ihn mit Verwunderung an. Es war halb kindliche Freude, halb ungläubiges Staunen, was sich in dem funkelnden Blick ihrer Augen malte und ein leichtes Rot auf ihre Wangen trieb.

„Du wolltest arbeiten?" fragte sie mit derselben Ueberraschung im Ton.

„Ich will. Ich versichere Dir, daß es mein ernstlicher Vorsatz geworden ist. O, es ist längst über diesen Vorsatz hinausgekommen," wurde er lebhafter; „ich habe schon die Schritte gethan, um die geschäftliche Selbständigkeit zu gewinnen, die mich Deiner würdig

macht, Ellen. Darf ich auf Dich bauen?" fragte er begierig, indem er das erglühende Mädchen mit fragenden Blicken fixierte.

„Wenn Dein Wille fest ist," kam es noch immer ungläubig von ihr, „gewiß."

„Er ist es. Ich verdenke Dir nicht Deinen Zweifel," ging er, sich zu einer intimeren Zärtlichkeit gegen seine Verlobte bemühend, mit koketter Liebenswürdigkeit weiter; „aber was giebt es Vernünftigeres, als vergessen, was hinter uns ist. Diese Jugendthorheit des Nichtsthuns hat ein Ende; ich habe Pläne geschmiedet und die schönsten Vorkehrungen für meine geschäftliche Selbständigkeit mit der Hilfe meines Vaters getroffen. Es hängt nur von Dir ab. Ich darf auf Dich bauen?" betonte er noch einmal; und es lag wie Angst auf seiner Miene, da er seine Verlobte fixierte.

Diese aber hatte ihre Ueberraschung noch nicht beiseite gelegt. Ein sonderbarer Klang bewegte ihre Stimme, als sie erwidernd fragte: „Du zweifelst? Sind nicht Deine Interessen die meinigen?"

„Ich wußte es," jubelte Mr. Krolop auf. „Dann bleibt nur noch übrig, daß Du mit meinem Vater Rücksprache nimmst, mein Liebchen. Meine Eltern lassen Dich ohnehin bitten, heute abend die Vorstellung im fünften Avenue-Theater mit ihnen zu besuchen. Also abgemacht! Nach dem Theater finden wir zur Besprechung die beste Gelegenheit."

Er führte die Hand seiner Braut an die Lippen, aber diese entzog sie ihm sanft. Sie bot ihm die Stirn zum Kuß und erhob sich dann.

„Ich werde um halb acht Uhr bereit sein, mit euch ins Theater zu fahren; aber jetzt muß ich in das Bureau; also auf Wiedersehen."

In der Thüre nickte sie noch einmal zum Abschied und stieg die Treppe hinauf.

Mr. Krolop aber warf sich, nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, in einen Lehnstuhl und zündete, wie vordem, eine Cigarette an.

„Ellen wird ein Wort, das sie gegeben hat, nicht brechen," murmelte er vor sich; „und doch ist es besser, das Eisen zu schmieden, bevor es erkaltet sein kann!"

3.

Vier Monate waren nun verflossen, seitdem Richard Schwaiger im Hause Robertson wohnte, und diese Zeit war ihm verflossen, wie ein schöner Traum.

Seine Tüchtigkeit, seine Umsicht, seine Sicherheit in der Handhabung aller Geschäftsangelegenheiten und wohl nicht minder sein freundliches, verbindliches Wesen hatten ihm gar bald die Achtung und das Wohlwollen des gesamten Geschäftspersonals erworben und ihn in seiner gewichtigen Stellung zum Herrn aller Situationen gemacht. Lust und Interesse waren bei ihm von Tag zu Tag gestiegen; und stellte das fremde Land ihm noch hier und dort Schwierigkeiten entgegen, so war die Triebfeder, die ihn alles mit Lust und Freude überwinden ließ, seine junge Herrin Ellen Robertson.

Wohl hatte sie bei ihrer ersten Begegnung im Bureau mit Herrn Schwaiger diesen eine Weile staunend angeblickt. Er sah so ganz anders aus in dem tadellos eleganten Anzug mit der blütenweißen Wäsche. Der Vollbart war verschwunden und das gelockte Haar war gestutzt. Auch dann noch, als er ihr eine geschäftliche Angelegenheit von Wichtigkeit klarzulegen sich mühte, hatte sie ihm nur zerstreut ihr Ohr geliehen; ja, fast hatte sie ihn selbst ein wenig unsicher gemacht.

Dann aber arbeiteten beide nebeneinander ruhig und förmlich voran. Nur fiel ihm auf, daß sie, je mehr er sich auf den Platz des seligen Rost heimisch fühlte, seltener in dem Bureau einkehrte; war das ein Beweis von Vertrauen? Jedenfalls hob es ihn in den Augen seiner Untergebenen.

Nach kummervollen Monaten, nach stetem, rastlosem Ringen um des Lebens Notdurft hatte Richard Schwaiger es jetzt zu einer ehrenden Stellung gebracht, so daß die trüben Erinnerungen in seinem Gedächtnis von Tag zu Tag erblaßten; und dennoch gab es Momente, in denen das traurige Bild seiner Vergangenheit vor seinen Augen aufgerollt lag.

Richard Schwaiger war am Strande der blauen Donau geboren; seine Heimat war die alte stolze Kaiserstadt Wien. Aber nicht zwischen ihren feudalen Mauern, nicht im Angesicht des ehrwürdigen St. Stefansdomes waren dem Knaben Kindheit und Jugend entschwunden; dort, wo sich jetzt die weite Strecke der Südbahn hinauszieht, wo malerisch gelegene Ortschaften sich aneinanderreihen zu einer romantischen Kette, wo die dunkelgrünen Berge des Wiener Waldes den Horizont in pittoresken Formen begrenzen, dort hatte er die glücklichsten Jahre, die je einem Kinde beschieden gewesen, in seinem Vaterhause zugebracht.

Umgeben von Reichtum und Luxus, auferzogen mit dem Bewußtsein, daß ihm im Leben einmal eine hervorragende Stellung auszufüllen bestimmt sei, hatte die Zukunft im hellsten Sonnenschein vor ihm gelegen. Wer in Wien, wer im ganzen österreichischen Kaiserstaat kannte nicht den Namen Schwaiger von Hohenfels! Wer hatte nicht gehört von den unabsehbaren Eisenwerken und Schraubenfabriken, die einen Weltruf genossen, deren Gründer und Besitzer Richards Vater gewesen war!

Kurt Schwaiger von Hohenfels hatte sich erst im späten Mannesalter vermählt. Er, der nie rastende Geschäftsmann, hatte in seiner Umgebung als ein Feind der Frauen gegolten; aber eine schöne Tochter Ungarns hatte es ihm doch endlich angethan. Das Glück des Paares währte indessen nur kurze Zeit; die junge Frau endigte ihr Leben, indem sie dem zweiten Kinde das Leben gab.

Fräulein Therese von Hohenfels, seine Schwester, zog nun in das Haus des Vereinsamten und nahm sich der Erziehung der beiden verwaisten Knaben an. Das Streben des Vaters war fortab nur die Vergrößerung seiner Fabriken, der er seine ganze Zeit und Thätigkeit widmete. (Fortsetzung folgt.)

Der tolle Hans.

Novelle von Leopold Urban. (Nachdruck verb.)

Ein heißer Sommertag! Die Sonne brannte mit versengender Glut auf die Gefilde, gleichsam als wollte sie einholen, was sie in des Winters Kälte nicht schaffen konnte.

Noch vor wenigen Monaten lag blendender Schnee wie eine Leichendecke auf dem Erdboden, der träumte von einstigem Frühling, von warmer Luft und Vogelzwitschern und seliger Lust und Liebe. Gar traurig sah es damals aus in dem wüsten Chaos geknickten Strauchwerks.

Jetzt wandert es sich wohl leichter zwischen dem goldgelben, wogenden Aehrenmeere und dem geheimnisvollen Waldesdunkel mit seinem Zauber.

Wie dem aber auch sei: der heutige Tag war heiß, aber die Luft so würzhaft, daß wohl niemand daheim blieb, und man gerne in der freien Natur vergessen wollte Sorgen und Mühen des Lebens, wenn auch nur für kurze Zeit.

Der Wald lag ruhig da, mit seinem weitzweigigen Blätterdache die zudringlichen Sonnenstrahlen abwehrend; nur hie und da stahl sich ein kecker Eindringling durch eine unbewachte Stelle, und glitt hernieder an einem runzligen Stamm, um auf der weichen, dunkelgrünen Moosdecke zu spielen mit buntschaligen Käfern und schillernden Fliegen.

Es war eine wundersame Stille ausgebreitet über dem ganzen Waldrevier, so anheimelnd, daß man einen lauschigeren Aufenthalt nirgends zu finden vermeinte.

Wem aber die Gabe verliehen ist, das Werden und Wachsen der Natur zu belauschen, der mochte finden, daß auch heute ein geschäftiges Leben herrschte unter den Kronen der Baumriesen. Es bedarf nur eines liebevollen Blicks, und mit einem Schlage verändert sich die Scene: ein Zauber beginnt sein geheimnisvolles Weben. Freilich gehört ein offenes Herz dazu, um zu verstehen, was die Vöglein zwitschern im klaren Aether, was der Bach murmelt, der fröhlich einherrieselt zwischen bemoostem Gestein, was sich die knorrigen Bäume erzählen, wenn der Wind über sie hinstreicht und ihre alten Häupter schütteln macht. Im Moose, da duftet's balsamisch kühl, und ein gar anmutig Durcheinander von buntem Kraut schmückt den reichen Teppich. Es ist nur einfach Kraut, schlicht und anspruchslos, und doch erfrischt es, die schmucklosen Gestalten bei einander zu sehen, die sich so anders ausnehmen, als ihre modischen Verwandten, die Stadtblumen, Tulpe und eitle Narciß, hinter kunstvollen Staketen. —

Ein junger Bursch kam leichten Schrittes den Waldweg entlang gegangen, aus voller Kehle singend. Sein krauses Haar fiel unordentlich an den Schläfen herunter, ein leichter Anzug deckte seine schlanken Glieder, und man sah es ihm an, daß ihn Kummer nicht sonderlich drückte. Frisch und frank schritt er weiter, und die Vögel stimmten mit lautem Geschmetter in seinen Gesang ein.

Dort, wo der klare Bach über Felsstufen rieselte, bot sich ihm ein lauschiges Plätzchen; er legte sich nieder und streckte behaglich seine Glieder auf der weichen Moosdecke. Glänzende Käfer huschten durch das Gras, einige besonders waghalsige kletterten an den Blumen empor, die unter der ungewohnten Last zitterten. Die Stille wurde nur unterbrochen durch das Plätschern des Baches und das Summen emsiger Bienen, die wählerisch von einem Kelche zum andern flogen. — Man kümmerte sich wenig um den Reisenden, der bald nach dem klaren, wolkenlosen Himmel emporschaute, bald dem Murmeln des Quells lauschte. Diese Beschäftigungen mochten wohl ihre einschläfernde Wirkung nicht verfehlen, dazu kamen die Strapazen eines sicherlich langen Weges, kurzum unser kecker Geselle dehnte sich noch einigemale, um dann zu entschlummern.

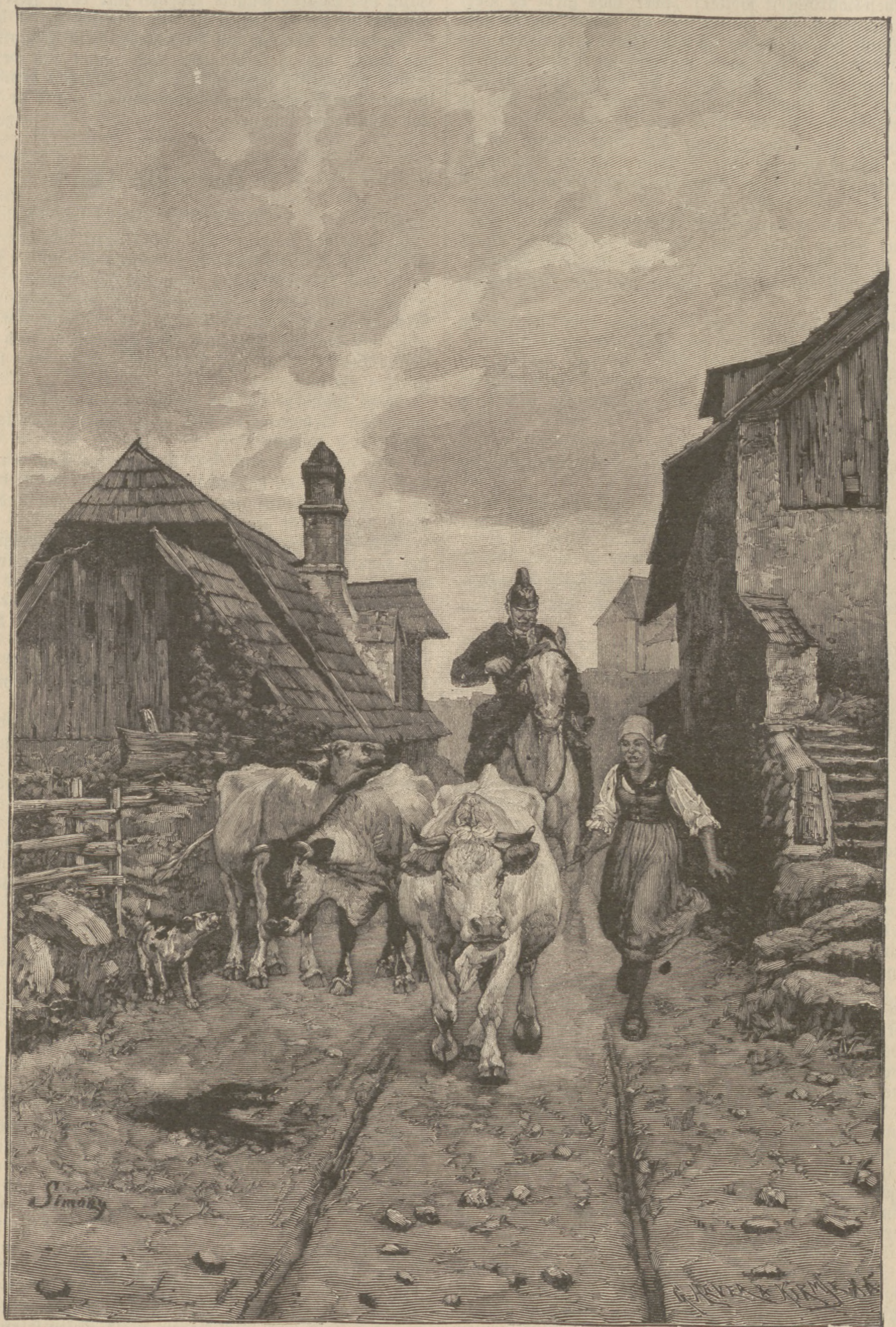
Immer tiefer sank die Sonne, bis sie nach einiger Zeit im West als feurigroter Ball lag. Durch den Wald streute sie, wie zum Abschied, noch einmal ihre feurigen Lichter, und bemalte Blätter und Stämme mit rötlicher Farbe, welche keines Malers Hand nachzuahmen vermag. Langsam wob sich Dämmerung ins Gezweig,

und die andächtige Stille ward nur unterbrochen durch das Picken des Spechtes und das eintönige Quacken der Frösche. Aus dem Rain erscholl bald hier, bald dort langgezogenes Zirpen der Grillen.

Plötzlich wachte der Schläfer auf, rieb sich schlaftrunken die Augen und sah zu seinem Erstaunen, wie lange er geschlummert. Er erfrischte sich an dem nahen Quell, warf sein Ränzel über den Rücken und schritt weiter des Weges. — Bekannt schien er mit der Gegend zu sein, denn öfters überflog ein seltsames Zucken sein Gesicht, und dann nickte er den alten Bäumen zu, wie man einen lieben Bekannten zu grüßen pflegt, den man lange Zeit nicht gesehen. —

Der Wald ging zu Ende, und vor ihm breitete sich eine kleine Stadt aus, in einem Thalkessel gelegen. Ein blauer, feiner Dunst entstieg den Essen, und von dem Kirchturm kamen Abendglockenklänge nach dem Walde hingezogen, gleichsam als wollten sie den Wanderer begrüßen. Einige Augenblicke blieb dieser stehen, dann fuhr er mit der Hand über die Augen, welche einen ganz ungewöhnlichen Glanz bekamen. In seinem Inneren kämpfte etwas, doch nur wenige Zeit; bald siegte die frische Jugendlust und die Falten verschwanden von seiner Stirne.

Mit diesem jungen Gesellen hatte es seine ganz eigene Bewandtnis. Vor fünfzehn Jahren kannte jedes Kind im Städtchen den wohlhabenden Bürger Heim, der eine Reihe von Ehrenämtern bekleidete, überhaupt für eine hochachtbare Persönlichkeit galt. Die Leute wußten zu erzählen, daß es ein gar feierlicher Anblick gewesen sei, wenn der Herr Rat am Sonntage im festtäglichen Schwarz zur Kirche ging, und wie er eine Zierde der Stadt gewesen sei, namentlich wenn er seinen Säckel aufthat, um die stets bedürftige Gemeindekasse zu versorgen.



Hindernis am Ordonnanzritt. Nach dem Gemälde von Stefan Simony. (Mit Text.)

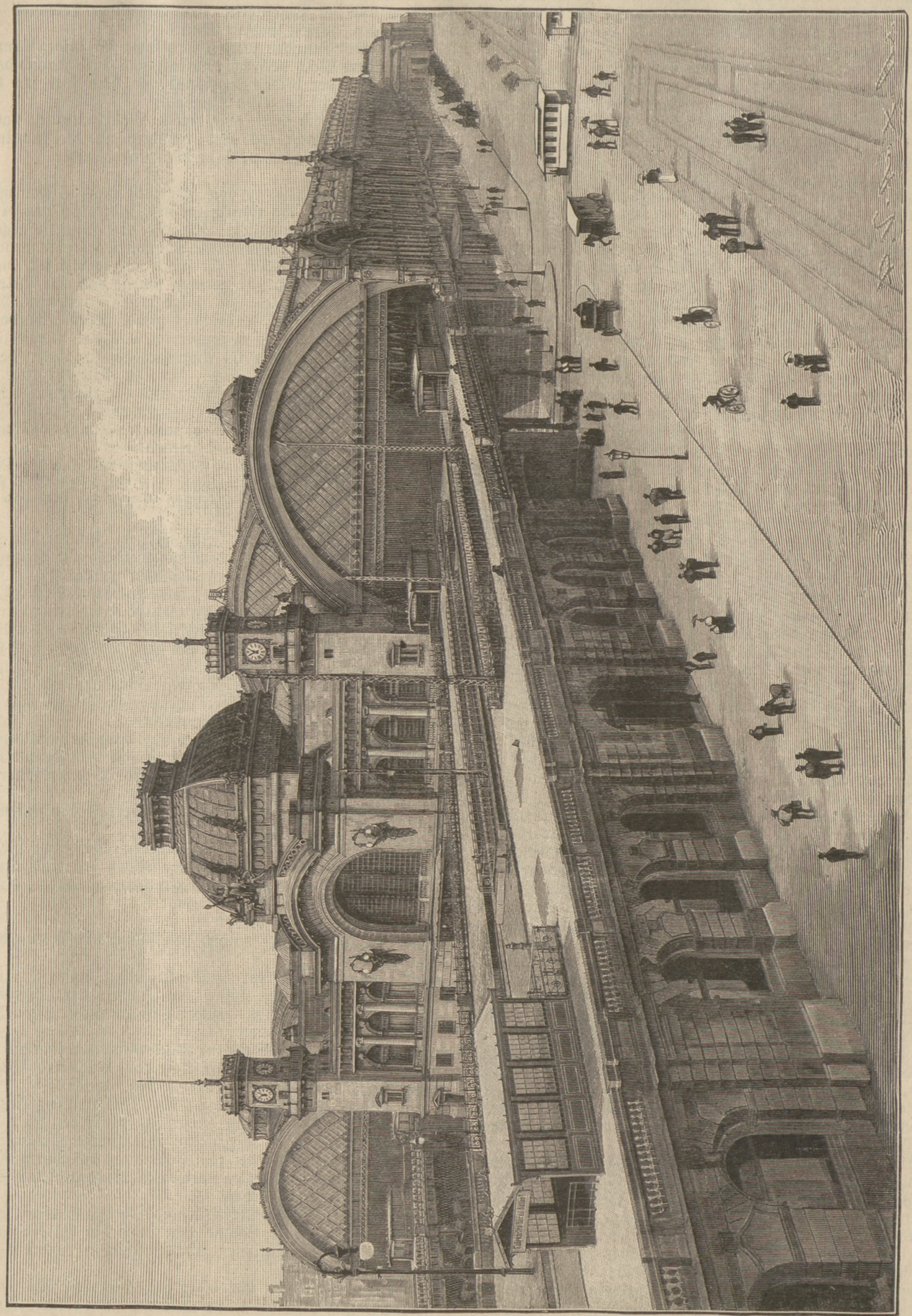
Wie aber allenthalben das Glück der Welt vergeht, so verging es eines Tages auch bei dem alten Herrn. — Es war ein trüber Novembertag, als die Magd eilends nach der Apotheke lief, um ein vom Medikus verordnetes Tränklein zu holen. Man vernahm hastiges Laufen in den Fluren des alten Heimschen Hauses, und bald verbreitete sich die Kunde, daß der alte Herr seine Augen für immer geschlossen habe.

Da kamen alsbald eilfertige Muhmen und Vettern herbeigeeilt; man klagte und jammerte, aber den Toten, welcher mit gefalteten Händen im Kämmerlein lag, konnte niemand damit erwecken.

Als das stattliche Begräbnis zu Ende war, und man den frischen Grabhügel auf dem Friedhof allein gelassen hatte, wurde das Testament geöffnet. Da geschah etwas Unerhörtes. Man fand schwarz auf weiß geschrieben, daß das Vermögen des alten Herrn gleich Null, und somit an eine Uebernahme von Reichtümern nicht zu denken sei. — Man schlug die Hände über dem Kopf zusammen, sprach auch eifrig mit dem grauhaarigen Advokaten, aber zu ändern war nichts, man mußte sich mit Andenken begnügen, alten Silhouetten: Großväter und Großmütter mit langen Allongeperrücken und spitzen Nasen. Das war wenig. Man zuckte die Achseln und ging nach Hause. — Der Tote sank bedenklich in der Achtung der lieben Verwandten. An Trauer war nicht mehr zu denken.

Etwas hinterließ der alte Herr aber doch, und das war sein Sohn Johannes, im Städtchen allgemein „der tolle Hans" genannt, wegen mannigfaltiger Jugendstreiche, die man ihm nimmer vergessen mochte. Der frühe Verlust der Mutter mochte wohl der Grund des ausgelassenen Wesens sein, noch mehr Schuld aber hatten wohl die kleinbürgerlichen Verhältnisse im Städtchen.

Da prangte bald auf eines wohlangesehenen Bürgers Bratenrock ein Zettel mit boshaften Worten, bald erhielt der wohledle Rat Briefe schmählichen Inhalts; der Nachtwächter, ein Ueberbleibsel der wackeren Stadtmiliz, wurde des öfteren geneckt, kurzum es verging keine Woche, in welcher nicht derartige unerhörte Frevelthaten verübt wurden, die geeignet waren, die Ruhe des Städtchens zu stören und das Ansehen der Obrigkeit zu untergraben. Und dabei wußte man ganz genau, wer der ruchlose Thäter sei: „Der tolle Hans," hieß es immer.



Der neue Personen-Hauptbahnhof in Dresden. Nach einer photographischen Aufnahme von M. Welte in Dresden. (Mit Text.)

An Ermahnungen fehlte es nicht: Hans blieb seinen Vorsätzen treu und setzte seine Anstiftungen nach wie vor fort.

In der Schule war der tolle Hans anerkanntermaßen der be-

gabteste unter allen Schülern, wiewohl unter seinen Mitschülern einige waren, die im Geruche unerhörten Fleißes standen und deshalb in jeder Weise bevorzugt wurden. Wenn andere hinter ihren Büchern saßen, streifte der tolle Hans im Walde umher und war auf diese Weise mit dem Leben der alten Bäume wie verwachsen. Er kannte jeden Strauch und Baum und wußte gar mancherlei dem geheimnisvollen Dunkel abzulauschen.

Die Leute drunten schüttelten die Köpfe, Hans aber blieb der alte und kümmerte sich wenig um das Gerede.

Das wurde anders, als der Vater starb und der erste Schatten in die Kindesseele fiel. Nachdem man lange beraten hatte, was mit dem zum Jüngling heranreifenden Hans anzufangen sei, kam der Bruder des Verstorbenen auf den edlen Gedanken, den tollen Hans in sein Haus aufzunehmen. Gern that er's nicht, das wußte man, aber man meinte, er hätte seinem Ansehen geschadet, wenn er das Kind seines Bruders von sich gestoßen hätte.

So wuchs Hans zwischen den Mauern der alten Bürgermeisterei auf, denn sein Oheim war Oberhaupt des Städtchens und war hochangesehen bei allen. Er war trotz seiner sechzig Jahre immer noch ein stattlicher Herr; das Alter machte sich nur durch zahlreiche Silberfäden bemerkbar, die Haupthaare und Bart durchzogen. Auch sah er sich mitunter genötigt, eine große Brille zu tragen, die ihm ein gebieterisches Aussehen verlieh. Mit großer Pünktlichkeit waltete er seines nicht allzu beschwerlichen Amtes, sei es nun, daß er in der finsteren Kanzlei zwischen verstäubten Akten saß, oder bei dem Löwenwirt im Herrenstübchen, um mit den Honoratioren die neuesten Vorgänge zu besprechen. Dabei aber hatte er etwas wie Selbstsucht an sich und verstand es vortrefflich, das Seine zu wahren und seinen Hausstand zu mehren. Deshalb war ihm auch der neue Hausgenosse unlieb. Er betrachtete ihn als einen Eindringling, und das war unrecht, bitteres Unrecht, das er seinem verstorbenen Bruder zufügte, denn was er besaß, verdankte er dem Toten. —

Was scherte ihn aber jetzt noch der kleine Grabhügel auf dem Friedhofe: ein Sträußlein an Allerseelen und jedes Jahr ein kleines Gebet für den Seelenfrieden, das genügte freilich.

Allein zwischen dem tollen Hans und dem gestrengen Bürgermeister stand eine Persönlichkeit, die geeignet schien, die Gegensätze zu mildern. Ein liebliches Wesen wuchs in der dunklen Bürgermeisterei auf, das war Margarete, das einzige Kind des Alten. Es war eine holde, lichte Gestalt, geliebt von allen, die sie kannten, und sie war es, welche Licht in das Haus brachte. Wiewohl sie frühzeitig der Mutter beraubt war, verstand sie es doch vortrefflich, das Hauswesen zu leiten und überall nach dem Rechten zu sehen. Die alte Barbara, ein Erbstück der Familie, stand ihr dabei neidlos zur Seite, und beide walteten weise zwischen den altväterischen Schränken und buntbemalten Truhen, jene der verständigen Penelopeia, diese der Eurykleia vergleichbar. Und wenn der alte Herr bei übler Laune war, dann trat die lichte Gestalt hervor, und im Nu glätteten sich die Falten auf seiner Stirn.

Wem sie zum erstenmal entgegentrat, den durchzuckte es: ein paar unschuldsvolle, fragende Augen sahen unter den sanft geschwungenen Augenbrauen hervor, und in diesem Augenpaare war das Innere des Vaters abgespiegelt. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber in ihrem Auftreten, und diesem Zauber vermochte sich niemand zu entziehen. Margarete wurde deshalb schier wie ein überirdisches Wesen behandelt, und selbst die alte Barbara mit ihrem nüchternen Verstande blickte auf sie, als wie auf eine Heilige.

Zwischen dem tollen Hans und Margarete herrschte das beste Einvernehmen, trotzdem die Charaktere beider recht verschieden waren. Eines ergänzt eben das andere, und so auch hier. Was Margareten an keckem Uebermut fehlte, das besaß Hans, die Sanftmut des jungen Mädchens hatte er nicht. Und merkwürdig: auch auf den kecken Gesellen wußte das Mädchen einen Einfluß auszuüben, den sonst niemand auszuüben vermochte. Wenn sie ihn mit ihren innigen, blauen Augen anblickte, dann ward er still, und ein Scherzwort, das soeben auf seinen Lippen geschwebt, kam nicht zur Geltung.

Es war immer ein herzerfreuender Anblick, die beiden Gestalten in ihrer Jugendfülle nebeneinander zu sehen: den lockigen Jüngling, dem die Welt wie ein weites, blumenreiches Gefilde vor Augen lag, der arglos hineinstürmte in das Leben, ohne dessen Schattenseiten zu kennen. Und dann die Maid, eine liebliche Rosenknospe, still emporblühend, träumerisch hinausblickend in das Leben, das ihr der Rätsel so viele bot. Sie lebten miteinander wie Bruder und Schwester, gingen zusammen in den Wald, halfen einander bei ihren Arbeiten, und die schönsten Stunden kamen für beide, wenn Hans aus einem Buche vorlas oder von den bei dem alten Lehrer erlernten Wissenschaften dieses und jenes der Jungfrau mitteilte. Am liebsten mochten sie lesen in den Büchern mit schweinsledernem Einbande, aus des Bürgermeisters Bücherei, deren gedeihlicher Staub von geringer Benutzung der Geistesschätze Kunde gab.

Vor ihnen tauchten dann bei loderndem Kaminfeuer abenteuerliche Gestalten auf: der grimme Hagen, Dieterich von Bern, die liebliche Krimhild, Siegfrid und Kaiser Karol. Auch den alten Homerus hatten sie aufgestöbert, und die Augen der Jungfrau glänzten, wenn der tolle Hans ihr vorlas von dem untadeligen Odysseus und der Penelopeia, dem Jünglinge Telemach und der strahläugigen, hehren Pallas Athene.

Das waren Stunden wahrer Erhebung für beide, wenn sie sich in eine andere Welt versetzen konnten, und hatte jemand dem fröhlichen Treiben der beiden zugeschaut, er hätte ihre fast kindliche Begeisterung nicht begreifen können.

Und dieweil sich ihnen eine eigene Welt aufbaute, nahte eine allbezwingende Macht, leise und vorsichtig, und der Frühlingsodem der Liebe fand Eingang auch in die Herzen beider.

* * *

Unser Wanderer, — es war der tolle Hans — war von einer Reise zurückgekehrt, die ihn länger als Jahresfrist von der stillen Bürgermeisterei ferngehalten. Ob der alte Herr die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute wahrgenommen hatte, kann man nicht mit Bestimmtheit angeben. Es stand nur so viel fest, daß Hans eines Tages in die Kanzlei gerufen wurde und eine Unterredung mit seinem Oheim hatte. Die Folge dieses ernsthaften Gesprächs war besagte Reise, über deren Ziel nichts bekannt wurde.

Einige gab es, die da behaupteten, daß das Jüngferlein nach Hansens Abreise sich schier die Augen ausgeweint und in der Kirche die Jungfrau Maria um Segen für ihn angefleht habe. Dann sei sie ruhig geworden, aber stiller und verschlossener, denn je. —

Hans ließ den Ring, den der blankgeputzte Löwenkopf im Rachen hielt, einigemale niederfallen, und die Schläge hallten in dem Flur der alten Bürgermeisterei wieder.

Einige Augenblicke blieb es still, dann knirschte der Sand auf den bunten Fliesen, ein Klappern von Schlüsseln ließ sich vernehmen, und die runzlige Barbara steckte ihr Gesicht durch die halbgeöffnete Thür.

„Jesus Maria,“ rief sie, „Ihr seid es, Junker; wer hätte es je gedacht, daß wir Euch wiedersehen werden; wir glaubten, Ihr seid bei Türken oder da herum gefangen worden?“

„So arg ist es nun nicht,“ rief Hans lachend, „Du siehst, ich lebe noch, und ich weiß mancherlei von meinen Irrfahrten zu erzählen.“

Beide schritten durch das Dunkel des Flurs, und die Alte zündete ein Licht an, das mit seinem trüben Scheine das Gewölbe spärlich erleuchtete. — Auf behäbige Wohlhabenheit konnte man schließen aus den hohen, riesenhaften Schränken und den Truhen, unter deren mit bunten Vögeln verzierten Deckeln manch gutes Stück feiner Linnenwäsche liegen mochte.

„Wo ist mein Oheim, Barbara, damit ich ihn zuerst aufsuche?“

„Der alte Herr ist abwesend, er ist mit dem Herrn Syndikus fortgefahren, wohin weiß ich nicht. Es ist wegen einer Streitsache,“ fügte sie hinzu.

„Und Margarete?“ es lag etwas Fieberhaftes in seinem Wesen, als er dieses aussprach.

„Sie ist soeben vom Friedhofe heimgekehrt, um die Gräber von des Junkers Eltern und von der seligen Frau Bürgermeisterin zu ordnen. Jetzt wird sie im Garten sein; wollt Ihr, daß ich sie rufe, oder —“

„Laß nur, ich gehe selber!“

Barbara konnte nicht umhin, den Jüngling von oben bis unten zu betrachten.

„Ei, wie stattlich Ihr geworden seid,“ sagte sie, indem sie die Hände in die Hüften stützte, die Jungfer wird Freude haben, wenn sie Euch wiedersieht. Auch sie ist stattlicher geworden, seitdem Ihr sie nicht gesehen.“

Der tolle Hans beachtete den Blick nicht, den ihm die Alte bei diesen Worten zuwarf, ihn beschäftigte etwas anderes. Schweigend legte er sein Ränzel ab und eilte in den Garten.

Die Alte schaute ihm erstaunt über ihre Brillengläser nach.

„Er ist ein ganzer Mann geworden, sprach sie, der tolle Hans ist er nimmermehr.“ — Sie rückte ihre Haube zurecht und stieg in die Küche hinab, um bei dem Zubereiten des Abendessens ihre philosophischen Betrachtungen über die Veränderlichkeit des menschlichen Charakters fortzusetzen.

Hinter der Bürgermeisterei befand sich ein Garten, geräumig und wohlgepflegt; alte Bäume gaben ihm ein ehrwürdiges Aussehen, und viele Generationen mochten schon unter ihrem Schatten lustgewandelt sein.

In einer Laube von Geisblatt saß Margarete; sie war damit beschäftigt, eine Anzahl grüner Blätter und blauer Blumen zu einem Kranze zu vereinigen und sang mit halbleiser Stimme:

„Die Vöglein zwitschern im grünen Hain,
Es grünen die Bäume im Walde,
Der Holder blühet im Sonnenschein,
Still einsam auf der Halde.

Mein Herze will springen vor lauter Lust,
Es klinget und singet mir in der Brust:
Blaublümelein, zart und rein,
Wann werde mein Glück ich finden?

Rast habe ich nimmer, bei Tag und bei Nacht,
Es treibt mich hinaus in die Weite,
Ein Sehnen im Herzen mir erwacht,
Wohin auch immer ich schreite.
Der Wald, er raunet mir Mären zu,
Doch immer frage ich ohne Ruh:
Blaublümelein, zart und rein,
Wann werde mein Glück ich finden?"

Als der letzte Laut des Liedes verklungen, stand Hans vor der Jungfrau. „Grüß Gott, Bäschen, rief er, warum so traurig, gelt, wir wollen heut wieder lustig sein, der Abend ist so schön. Komm, ich will Dir erzählen, wie es mir ergangen da draußen!"

(Schluß folgt.)

Musikanten unter den Gliedertieren.

Von H. von Remagen.

Das ist jetzt ein fideles Leben auf Wiese und Anger! Alles, was geigt, zirpt, schwirrt und Hackbrettchen spielt, in voller Thätigkeit! Hier hüpft ein Grüner, da schnarrt ein Brauner; hier fiedelt einer in langgezogenen Tönen, da harft ein anderer mit kurzen Griffen, bei allen natürlich dasselbe Lied, dessen Text in der Heuschreckensprache lautet:

„Ein junger Mann, Besitzer eines grünen Fracks und roter Hosen, sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin!"

Es ist eine ganz unterhaltende Sekte, diese kleinen Musikanten aus dem Reich der Kerbtiere, und wir wollen sie uns einmal ansehen, dabei aber nicht die Heuschrecken allein, sondern die Tonerzeugung bei den Insekten überhaupt ins Auge fassen. Man kann die Tiere dabei in fünf Klassen teilen, die einzeln betrachtet sein wollen: summende, kratzende, paukende, pfeifende und klopfende; das leichte, raschelnde Klappern, welches durch gelegentliches Aneinanderschlagen der Flügel bei Heuschrecken, Wasserjungfern, auch Schmetterlingen, entsteht, wollen wir nicht zur Musik rechnen.

1) Summen. Jedermann kennt das tiefe Gesumme der Käfer und Hummeln, das gleichfalls sehr tiefe, leisere Schwirren der dicken Abendschmetterlinge, den helleren Ton der Brumm- und Stubenfliegen, das noch hellere Singen, womit die Mücke dem Menschen, den sie etwa stechen will, einen Vorgeschmack bereitet. Alle diese Töne rühren einfach vom schnellen Flügelschlag her. Wenn eine Klaviersaite so schnell auf und nieder geht, daß das Auge sie nicht mehr schwingen sehen kann, so giebt sie einen vernehmbaren Ton von sich; wenn ein Insektenflügel schnell auf und nieder schwingt, so thut er das gleiche. Und schon die größeren Fliegen unter den Insekten haben sehr bedeutende Geschwindigkeiten des Flügelschlages; so lange eine Hummel oder ein Maikäfer in Bewegung ist, sieht man von ihren Flügeln nur einen unbestimmten Schimmer, folglich muß man das Auf- und Abgehen desselben hören, es versetzt die Luft in Schwingungen, die so schnell sind, daß das menschliche Ohr sie als Töne empfindet. Schon eine Hummel dürfte in einer Sekunde mehr als vierzig Flügelschläge machen, die kleineren Insekten bewegen sich noch schneller; die Töne, welche dadurch entstehen, sind teils direkt hörbar, teils besitzen sie Obertöne, welche uns ins Ohr fallen. Hie und da wird die Tonbildung durch besondere Nebenvorrichtungen unterstützt. Viele Fliegen und Mücken z. B. besitzen hinter ihren Flügeln zwei sog. Schwingkölbchen, kleine elastische Stiftchen von weniger als einem Millimeter Länge, die am Ende kolbig verdickt sind. Dieselben dienen einesteils als Direktionsmittel; indem das Tier sie nach vorn oder nach hinten biegt, kann es seinen Schwerpunkt verlegen, so daß sein Kopf bald nach oben, bald nach unten gerichtet ist und der Flug die entsprechende Richtung annimmt. Andererseits aber werden sie beim schnellen Flügelschlag wahrscheinlich gestoßen und schwingen mit; ihrer Kleinheit entsprechend müssen sie sehr hohe Töne geben. Wenn ein Mensch das Mückenschwirren nachmachen will, so wird er meistens „s—s—s—s—s" sagen; dieser S-Laut entspricht am ehesten den sehr hohen Tönen, die in dem Klang enthalten sind.

Wozu dient das Summen? Ursprünglich eine unfreiwillige Aeußerung, die aus der mechanischen Bedingung des Fluges für sehr kleine Tiere, dem schnellen Flügelschlag, hervorgeht, hat es durch Anpassung in manchen Fällen die unverkennbare Bedeutung eines Lockmittels bekommen. Es bietet an sich ein leichtes Mittel, Tiere gleicher Art zusammenzuhalten. Die Männchen der Mücken z. B. können ihre Weibchen von weitem an der Tonhöhe des Summens erkennen. Wo viel Futter ist, da wird auch viel gesummt, und das mag als Lockruf für andere Futtersucher dienen. — In den Achtzigerjahren ging ich einmal spät abends im Mai in der Nähe von G. spazieren. Ich war erstaunt über das Tonleben des Waldes, der bei diesem Städtchen liegt; der ganze Wald klang auf mehr als einen Kilometer Entfernung wie eine einzige große Baßgeige. Was war im Gange? Es war ein Maikäferjahr, und die Millionen von Maikäfern, die sich an den jungen Eichenblättern umhertrieben, brachten durch ihr vereinigtes Summen den Lärm hervor, einen tiefen, endlos anhaltenden Klang von unveränderlicher Höhe, etwa so, wie ihn die letzte Saite eines Cellos giebt. Als ich wieder auf dem Felde war, hörte und sah ich noch Hunderte von frischen Zuzüglern über mich wegfliegen. Sie kamen offenbar, eben ausgekrochen, aus den Aeckern der Umgegend und alle flogen schnurgerade auf kürzestem Wege dem Walde zu. Woher sollten sie die Richtung gekannt haben, wenn nicht aus dem Summen ihrer Genossen?

Bei einzelnen Tieren läßt sich feststellen, daß sie ihre Summtöne mit Absicht und Zweck von sich geben. So z. B. ist bekannt, daß unsere jungen Bienenköniginnen, so lange sie in der Zelle eingeschlossen sind, „tuten" und „quacken". Das ist ein durch den engen Raum halb unterdrücktes Summen, mittels dessen sie die Anhänger unter dem Bienenvolke werben.

Von dem großen mittelamerikanischen Goliathkäfer wird berichtet, daß er mit seinen Kopfzangen einen fingerdicken Baumzweig umfaßt und dann schnell schwirrend kopfüber um den Zweig herumfliegt. Er treibt das Exercitium oft so lange, bis er den Zweig abgesägt hat; das ist aber nicht der Zweck, vielmehr ist das Gesumme sein Lockruf.

2) Kratzen. Wer je als Knabe einen Borkenkäfer auf die Nadel gespießt hat, weiß, daß das Tier einen kratzend-pfeifenden Ton von sich giebt, indem es den Hals auf und nieder bewegt. Manche andere Käfer haben die gleiche Eigentümlichkeit; sie singen, wenn sie in Not sind. Der Ton wird durch die rauhen Stellen hervorgebracht, die am Rückenschilde sitzen; wenn der Rand des Halsschildes über dieselben hinfährt, kratzt er über die rauhen Stellen und daher kommt der Ton. Er mag den Käfern als ein Mittel dienen, einzelne Feinde stutzig zu machen.

Dieselbe Grundlage der Tonerzeugung, Kratzen über eine rauhe Fläche, findet nun vielfache Verwendung im Insektenreich, besonders bei den Heuschrecken, wo es als Lockmittel ausgebildet ist. An den Beinen, an den Hüften oder an den Flügeln besitzen sie Streichbrettchen, kleine Flächen, die regelmäßig mit hervorragenden Leisten besetzt sind. Kommen auf einen Millimeter sechzig solcher Leisten, und fährt man mit irgend einem Gegenstande so schnell über das Brettchen hin, daß der Gegenstand hundert Millimeter in der Sekunde bestreicht, so berührt er offenbar sechstausend Leisten in der Sekunde, bringt also sechstausend Schwingungen in der Sekunde hervor; das liefert einen Ton, der etwa in die höchsten Regionen unserer musikalischen Instrumente fällt.

Unsere kleinen Heupferdchen reiben die Beine schnell in kurzen Bewegungen an den Flügeln vorbei und erzeugen somit ein fast unausgesetztes Schwirren. Die großen, grünen Baumheuschrecken dagegen kann man leicht von weitem an ihren abgebrochenen Tönen erkennen, sie heben ihre langen Hinterbeine in hohen Schwingungen auf und nieder; jedesmal, wenn das Streichbrettchen am Flügel vorbeigeht, erklingt ein kurzes, rasselndes Kratzen.

Grillen und Maulwurfsgrillen reiben nicht die Beine an den Flügeln, sondern die Flügelenden aneinander, was einen halb pfeifenden Ton hervorbringt. Der Zweck der Musik ist offenbar das Locken. Wo man Streichbrettchen bei einer Tierart findet, da kann man sicher annehmen, daß sie zur Tonerzeugung gehören, selbst wenn wir keine Töne hören. Schon der Ton unserer kleinen Heuschrecken ist für manche menschliche Ohren nicht mehr vernehmbar, ebenso wie der Schrei der kleinen Fledermäuse. So war ich vor einiger Zeit in einer Gesellschaft, wo zwei Drittel der Anwesenden das Heuschreckenschwirren unangenehm laut fanden, während das dritte Drittel überhaupt nichts davon hörte. Jedes Ohr hat eben eine Tongrenze, über die seine Hörfähigkeit nicht hinausgeht. Und so mögen denn im Tierreich noch mancherlei kleine Musikanten sein, von denen wir nichts hören, während sie selbst mit passenden Ohren für ihre gegenseitigen Töne ausgerüstet sind. Streichbrettchen sind bereits bei einigen Insekten nachgewiesen, die früher für stumm galten und vielleicht spielen derartige, für uns hörbare Vorrichtungen auch beim Verkehr der Ameisen untereinander eine Rolle. Auch bei vorweltlichen Insekten hat man Kratzinstrumente gefunden.

3) Pauken. Dem lustigen Geschlecht der Cicaden genügte die Geige nicht, es hat sich Pauken angeschafft. Am Hinterleibsanfang ist ein Trommelfell über eine kesselförmige Oeffnung von etwa drei Millimeter Durchmesser gespannt. Dies Trommelfell wird durch einen starken Muskel in Schwingungen versetzt, tönt also gerade wie eine Kesselpauke, nur, seiner Kleinheit entsprechend, in viel höherem Register. Die Singcicade ist bei uns nicht bekannt, sie geht im Süden ziemlich genau so weit, wie der Oelbaum reicht. Wo der aber vorhanden ist, da wird man auch auf sie aufmerksam, denn die Tiere — etwa so groß wie ein starker Maikäfer, aber in der Gestalt einer Fliege ähnelnd — machen einen geradezu betäubenden Lärm, wenn sie bei Laune sind. Ein einziges Exemplar kann den Raum auf zwanzig Schritte so vollständig mit seinem Schwirren erfüllen, daß der Zuhörer gar nicht weiß, wo er sie suchen soll: er glaubt immer, sie dicht vor sich zu haben.

4) Pfeifen, d. h. Töne durch Ausstoßen von Luft zu erzeugen. Unser größter Nachtschmetterling, der „Totenkopf", pfeift, wenn er angefaßt wird. Der Ton soll aus einer Spalte am ersten Hinterleibsring hervorkommen, durch welche der Schmetterling Luft preßt. Burmeister schreibt auch den Fliegen eine Pfeifvorrichtung zu, durch welche er ihr Summen erklärt: sie sollen aus ihren Atemlöchern Luft pressen, welche eine Hornplatte in Bewegung setzt. Doch werden wohl die Flügelbewegungen als Tonquelle viel wahrscheinlicher sein.

5) Klopfen. Manche Käfer klopfen sich zusammen. Das bekannteste Beispiel ist die sog. Totenuhr, ein schwarzes, hochbeiniges Käferchen von etwa sechs Millimeter Länge. Ich habe einen solchen einige Zeit in Gefangenschaft gehalten. Wenn man mit einer Borste über sein Schächtelchen fuhr, so hielt er den Ton augenscheinlich für ein Anzeichen, daß eine Stammesverwandte in der Nähe sei, er klopfte sofort sechs- bis achtmal hintereinander, indem er, kurz ausgedrückt, mit dem Kinn auf den Boden stieß. Da er aber nichts anderes lernte, so wurde er wegen Einseitigkeit wieder entlassen. Termiten geben einander Signale durch Klopfen. Der Anführer einer Arbeiterschaar klopft von Zeit zu Zeit mit dem Kopf kräftig auf den Boden, seine Untergebenen beantworten die Ermunterung mit einem Zischen und arbeiten mit doppelter Lust weiter. Wahrscheinlich sind derartige Signale unter den gesellig lebenden Tieren weiter verbreitet, als man zur Zeit weiß.



Bad Griesbach im badischen Schwarzwalde ist eines der schönsten, anziehendsten Renchthalbäder und wird schon in alter Zeit gepriesen. Bei J. Th. Tabernaemontanus, in seinem „New Wasserschatz", lesen wir z. B., daß die Quelle Griesbachs „eine herrliche Vermischung" bedeute, „welche ihre Kraft und Wirkung allein hat in den Geistern oder spiritualischen Subtilitäten, welche die Seele der Metalle sind." — Für das Großherzogtum Baden hat das hoch gelegene Griesbach, von dem sich der Blick am herrlichen Teile des gottgeseg-

neuen Landes zu weiden vermag, auch eine besondere historische Bedeutung: Hier unterzeichnete Großherzog Karl die Verfassung Badens. Die anmutige Lage, weite lauschige Spaziergänge nach benachbarten Bädern und die Art seiner Heilquellen haben dem Ort immer eine besondere Beliebtheit bei der Frauenwelt gegeben, und wer vor allem Schönheit der Natur und Ruhe sucht, nicht rauschende Vergnügen, der wird gern in Griesbach weilen. Bequeme Postverbindungen nach verschiedenen Richtungen (so nach den Stationen Oppenau und Freudenstadt) geben Gelegenheit, ohne sonderliche Umstände die bewährten Heilquellen Griesbachs zu besuchen.

Hindernis am Ordonnanzritt. Eine lebenstreue Episode aus der Manöverzeit bietet uns Stephan Simony in seinem prächtigen Gemälde: „Hindernis am Ordonnanzritt". Ein schneidiger österreichischer Dragoner-Unteroffizier vom Regimente „Albrecht Prinz von Preußen" hat einen Dienstritt „in größter Eile" auszuführen. Leicht fliegt der sichere Reiter auf seinem Schimmel dahin und bald ist er am Ziele, bis eine kleine Kuhherde ihn zwingt, die Zügel stramm anzuziehen und sein Tempo zu mäßigen. Der Krieger, ein Sohn Deutschböhmens, macht seinem Unmute in echt soldatischer Weise Luft — er flucht nnd wettert, als wenn er mit den Rekruten auf der Reitschule wäre, doch der ängstigende, bittende Blick der Kuhdirne besänftigt den erzürnten Sohn des Mars, sein Gesicht erheitert sich und mit einem kräftigen Gruß sprengt er an der Herde und ihrer Begleiterin vorbei. Das kleine Hindernis ist durch einen scharfen Galopp bald eingebracht und in kurzer Zeit hat sich der pflichttreue Dragoner seines Auftrages entledigt. St.

Vexierbild.



Wo steckt denn der Kapellmeister?

Der neue Personen-Hauptbahnhof in Dresden. Die sächsische Königsstadt ist durch den neuen Personen-Hauptbahnhof um ein großartiges Bauwerk bereichert worden, bei dessen Ausführung es den Schöpfern, Bauräten Giese und Weidner zu Dresden, in wahrhaft bewundernswerter Weise gelungen ist, die rein praktischen Zwecke mit dem Gewande architektonischer Schönheit zu umkleiden. Der gesamte Bau zerfällt in drei Teile: die große, in Straßenhöhe aufgeführte Mittelhalle und zwei mehr als vier Meter über dem Straßenniveau sich erstreckenden Seitenhallen. Die 60 Meter weite und 186 Meter breite Mittelhalle hat ihren Eingang von dem der Prager Straße zugewendeten, von einer Kuppel gekrönten Empfangsgebäude, das reichen ornamentalen und figürlichen Schmuck aufweist. Das Hauptportal krönt eine von Professor Rentsch modellierte, in Stein ausgeführte Kolossalgruppe: die Saxonia mit Herrscherstab und Schild, flankiert von Allegorien der Wissenschaft und Technik. Zu beiden Seiten des Portals sind vom Bildhauer Stark geformte, in Bronce ausgeführte Idealgestalten als Lichtträger angebracht. Im Innern ist die Mittelhalle mit den Wappen der bedeutendsten Städte des Königreichs Sachsen geschmückt, wozu sich noch eine weitere Verzierung mit Emblemen, Blumen- und Laubgewinden in farbiger Ausführung gesellt. Die Seitenhallen sind einfacher ausgestattet, doch tragen auch sie das Gepräge geschmackvoller Gediegenheit. Für die Bequemlichkeit der Reisenden ist auf das beste gesorgt. Jede der Hallen hat ihre eigenen Warte- und Restaurationssäle, mit allem Komfort der Neuzeit ausgerüstet. Die Wartesäle der ersten und zweiten Klasse erhielten durch Fliesen aus der Meißener Porzellanmanufaktur einen vornehmen, künstlerischen Schmuck. Selbstverständlich mangelt es auch sonst nicht an allem, was der Bequemlichkeit des Reisenden dienen kann. Billetschalter, Gepäckräume, Garderobe- und Waschzimmer sind — zum Teil durch Fahrstuhlverbindung — leicht zu erreichen, und auch für den, der sich schnell rasieren und frisieren lassen möchte, ist gesorgt. Ebenso finden sich Wechselstuben und allerlei Verkaufsstände, von Post- und Telegraphenbureaus ganz zu schweigen. Sogar ein Bad kann man sofort an Ort und Stelle haben. Die Uranfänge des neuen, großartigen Verkehrsvermittlers in Elbflorenz reichen sieben Jahre zurück. Im Jahre 1891 bewilligte die sächsische Ständeversammlung für die Neuordnung der Dresdener Verkehrsverhältnisse und die Ausführung der entsprechenden Bahnverbindungen rund 35 Millionen Mark, doch wurde diese Summe später auf 58 Millionen erhöht, damit für längere Dauer den Ansprüchen des immer wachsenden Verkehrs genügt werde. Hiervon entfallen auf den Personen-Hauptbahnhof, der sich mit seinen Anlagen 2,7 Kilometer weit erstreckt, 18 Millionen und auf das Empfangsgebäude nebst Zubehör 8 Millionen Mark. Die gesamte Anlage des neuen Personen-Hauptbahnhofs hat also 26 Millionen Mark erfordert. Die eigentliche Bauzeit betrug nur zweieinhalb Jahre; die oberste Leitung des gewaltigen Werkes lag in den Händen des Oberfinanzrats Peters.

Allerlei.

Fatales Kompliment. Ein Virtuose fragt nach seiner Produktion den bekannten Kritiker H. um seine Meinung. — „O, Sie verdienten, vor einem Parterre von lauter Beethoven zu spielen." — Geschmeichelt verbeugt sich der Künstler, der Fürst der Kritik fährt aber fort: „Sie wissen doch, daß Beethoven taub war?"

Ungenügsam. Gattin: „Wie liebenswürdig! Deine Kollegen wollen Dir zum Geburtstage ein glänzendes Abendessen zu fünfzig Gedecken veranstalten." — Gatte: „Weiß schon! Das ist was Rechtes! — Ich kriege doch nur ein einziges davon zu essen!"

Das älteste christliche Denkmal in China. Der englische Geistliche Moir Duncan beschreibt den Zustand, in welchem sich jetzt die berühmte historische Reliquie — die nestorianische Tafel in Sevensi im nordwestlichen China — befindet. Die chinesische Regierung erließ infolge von auswärtigen Vorstellungen den Befehl, daß Maßregeln ergriffen werden sollten, um das Denkmal vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Duncan sagt jedoch, daß von dem Schutze, der gebaut worden, keine Spur, ausgenommen das Fußgestell der Pfeiler und einige Fragmente des Daches übrig sei. Es wird behauptet, daß das Denkmal absichtlich beschädigt wurde, weil die Priester eifersüchtig darauf seien, daß so viel Interesse an dem Denkmal genommen werde. Mehrere Buchstaben sind ausgewischt und noch andere Zeichen böswilliger Zerstörung finden sich an dem Stein. Das berühmte Denkmal ist das einzige bis jetzt in China gefundene Zeugnis von der Wirksamkeit der nestorianischen Christen in jenem Lande in dem 6., 7. und 8. Jahrhundert. Es wurde im Jahre 1625 entdeckt. Der Stein ist aus grobem Marmor, und die syrischen Charaktere, in welchen ein Teil der Inschrift geschrieben, sowie das Kreuz an der Spitze des Denkmals haben insofern zu seiner Erhaltung beigetragen, als die Eingeborenen daran Interesse fanden. Der Stein wurde im Jahre 781 aufgestellt, und die Inschrift, eine lange Ode, feiert die Verbreitung des Christentums in China. Diese älteste christliche Inschrift, die bis jetzt in Asien gefunden worden, beweist, daß das Christentum damals große Fortschritte unter den Chinesen gemacht hatte. St.

Gemeinnütziges

Das Gelbwerden der Blätter an Obstbäumen findet seine Erklärung fast immer in Trockenheit und Nahrungsmangel im Boden, besonders Mangel an Eisen im Boden, was die Blätter notwendig brauchen. — Abhilfe: man sticht am Rand der Baumscheibe einen Graben von 20—30 Centimeter Tiefe und Breite aus, feuchtet den Graben mit Wasser tüchtig an, streut dann bei einem größeren Baum sechs bis acht Kilogramm Eisenvitriol, bei einem kleineren zwei bis drei Kilogramm ein, füllt das ausgestoßene Erdreich wieder ein und mischt es mit dem Salz und gießt darauf den eingefüllten Graben nochmals gehörig.

Meltau bei Gurken. In den Mistbeeten entsteht der Meltau in der Regel bei ungenügender Bodenwärme oder durch Begießen mit kaltem Wasser. Man kann dem Uebel am besten dadurch steuern, daß man die befallenen Teile mit Seifenwasser abwäscht, dem man etwas Schwefelblumen durch Kochen der Mischung beigesetzt hat. Im freien Lande, wo Meltau gewöhnlich eine Folge naßkalter Witterung ist, hilft zuweilen das Begießen der Pflanzen mit einer Abkochung der Blätter des Hollunderstrauches, der man etwas Schwefelpulver zusetzt. Fleißiges Behacken und Behäufeln und zuweilen ein Guß von flüssigem Dünger trägt sehr viel zur Gesundheit und Kräftigung der Pflanzen bei.

Kryptogramm.

			A	A	A			
			C	D	D			
			E	E	E			
E	E	E	E	G	H	I	I	I
I	I	I	K	L	L	L	L	M
M	N	N	N	N	O	P	P	R
			R	R	R			
			R	S	S			
			S	S	S			

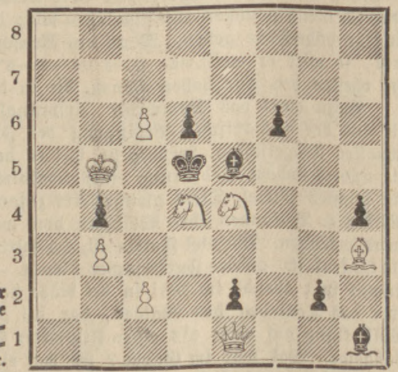
Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß sechs sich kreuzende Wörter entstehen. Die Wörter in den vertikalen Reihen bezeichnen: 1) Einen französischen Marschall. 2) Einen Handwerker. 3) Italienische Insel im Mittelmeer. Die Wörter in den horizontalen Reihen bezeichnen: 1) Rätselart. 2) Stadt in Frankreich. 3) Ein Badeort in Süddeutschland.

Paul Klein.

Problem Nr. 181.

Von M. Lindquist.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Logogriphs: Huchen, Kuchen, Suchen; der Charade: Gas, Uhr, Gasuhr.
des Bilderrätsels: Zwietracht in allem Stand, Verdirbt das schönste Vaterland.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.